

dtv

Karl Valentin, eigentlich Valentin Ludwig Fey, kam am 4. Juni 1882 in der Münchner Vorstadt Au zur Welt und hatte früh die ersten öffentlichen Auftritte. 1911 lernte das lange dürre Humorgespenset seine kongeniale Partnerin Liesl Karlstadt kennen, Ende der 1920er-Jahre waren die beiden auf dem Höhepunkt ihrer Komikerlaufbahn. Auf der Bühne demontierten sie die Wirklichkeit nach allen Regeln der Kunst. Das ließ Karl Valentin sich auch in der Nazi-Zeit nicht nehmen. Ab 1942 gab es keine öffentlichen Auftritte mehr. Seine Wiederentdeckung durch die Wirtschaftswunder-Gesellschaft erlebte er nicht mehr. Arm und mager starb er am 9. Februar 1948, einem Rosenmontag.

Monika Dimpfl, geborene Münchnerin und promovierte Literaturwissenschaftlerin, ist als Buch- und Hörfunkautorin tätig sowie als Herausgeberin und Ausstellungsmacherin. Sie ist im Vorstand der Karl-Valentin-Gesellschaft.

Monika Dimpfl

Karl Valentin

Biografie

Aktualisierte und erweiterte Neuausgabe

Mit 27 s/w-Abbildungen

dtv

**Ausführliche Informationen
über unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de**

Dieses Buch ist auch als eBook erhältlich.



Aktualisierte und erweiterte Neuausgabe 2017
© 2007 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Das Werk ist urheberrechtlich geschützt.
Sämtliche, auch auszugsweise Verwertungen bleiben vorbehalten.
Umschlaggestaltung: Katharina Netolitzky/dtv unter Verwendung
eines Fotos von akg-images
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Gesetzt aus der Trajanus 10/12,5'
Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-34921-5

Inhalt

<i>Kapitel 1</i>	
Der Knabe Karl – ein gewesenes Kind	7
<i>Kapitel 2</i>	
Der Schreiner am Nagel – ein Münchner Original-Humorist	26
<i>Kapitel 3</i>	
Erst ein armer magerer Teufel – später Blödsinnkönig	44
<i>Kapitel 4</i>	
Der Vorstadt-Paganini und das gute brave Lieserl – ein Alpen-Duett	65
<i>Kapitel 5</i>	
Linksgedachtes Tingel-Tangel – quasi heidi bobi tschingreding	91
<i>Kapitel 6</i>	
Revolutionszwetschgen – Loreleisenes Haar	115
<i>Kapitel 7</i>	
Das Geheimnis der Roten Zibebe – schöpferischer Infantilismus!	140
<i>Kapitel 8</i>	
Holla rolla rolla Plem Plem – Rotzglocken unters Volk	166

<i>Kapitel 9</i>	
Luftähnliche Mibrollen – niederverachtungsleer	194
<i>Kapitel 10</i>	
Leibeigener Partner – unparteiisch	214
<i>Kapitel 11</i>	
Der Fischgamsigeldackelentelsterschlangenhasen- karpfenrollenhirschbartsaurus – ein Regenwurm-Ei?	239
<i>Kapitel 12</i>	
Der Untergrundbahnschaffner – ein Möchteltöchtel in der Ritterspelunke	261
<i>Kapitel 13</i>	
Zettelträume – total abgebrannt	283
Literaturhinweise	305
Personenregister	313
Bildnachweis	319

Kapitel 1

Der Knabe Karl – ein gewesenes Kind

Ich schloß als kleiner Junge mit vier Jahren in das Stiefelrohr eines Rohrstiefels meines Vaters mit dem Kopf hinein, aus was für Gründen ist mir heute noch unbekannt, ich nehme an, es war jugendlicher Übermut. Ich wäre darin vielleicht erstickt, wenn nicht meine liebe Mutter, die alles für ihr Kind tat, mich aus diesem eigenartigen Tunnel herausgezogen hätte.«

Mit der verquerten Geschichte seiner gleichsam zweiten Geburt aus dem väterlichen Stiefelrohr hat Karl Valentin die Auswahl aus seinen ›Jugenderinnerungen‹ eingeleitet, die in der ›Süddeutschen Sonntagspost‹ vom 28. August 1932 erschien. Unter den Lesern dieser Münchner Wochenzeitung werden damals nur wenige das Doppeldeutige gemerkt haben; sie lachten über die »lustigen Lausbubenstreiche« des »großen unnachahmlichen Münchner Komikers, der zu den originellsten deutschen Künstlern gehört«. Valentin selber solche Naivität zu unterstellen, wäre aber wohl verkehrt. Dazu interessierte sich der geniale »Vorstadt-Hypochonder«, als den ihn der Wiener Essayist Anton Kuh Ende der zwanziger Jahre charakterisiert hat, privat zu sehr für Fragen der Medizin und Psychologie. Als Gasthörer besuchte er beispielsweise den Kurs »Psychologie der Gegenwart«, den das Pädagogisch-Psychologische Institut im Auditorium maximum der Universität während der Semesterferien im Sommer 1932 veranstaltete (›Süddeutsche Sonntagspost‹, 7. 8. 1932).

Dass Valentin, dem man gemeinhin dergleichen nicht zutraut, sich auch mit der Individualpsychologie von Alfred Adler beschäftigte, belegt eine andere Jugenderinnerung, die allerdings in der

›Süddeutschen Sonntagspost‹ nicht abgedruckt ist, ›Der Wuhwuh kommt‹. Valentin stellt sich darin als Opfer falscher Kindererziehung dar und erzählt wiederum von seiner Mutter. Sie habe ihn, wenn er unfolgsam war, mit der Drohung erschreckt, den »Wuhwuh« zu holen: »... und die Mutter geht aus dem Zimmer, stülpt einen Sack oder irgendeine Verhüllung über den Kopf (wie es leider meine Mutter zu oft gemacht hat) klopft mit den Fäusten an die Tür, murmelt geisterhafte Worte und erscheint als Gespenst im Zimmer. Was geht nun in dem kleinen Gehirn des Kindes vor? Es – bekommt Furcht und fängt an zu zittern, kurzum das ganze Nervensystem des Kindes ist ausser Rand und Band und in der Angst erfüllt das Kind nun die Wünsche der Mutter und ist brav geworden. Nun löst die Mutter das Rätsel, zeigt dem Kinde, indem sie den Sack vom Kopf nimmt, dass sie der ›Wuhwuh‹ war und meint irrtümlicherweise nun ist alles wieder gut und vorbei. Aber dem ist nicht so – Für dieses Kind kommt im ganzen Leben immer der ›Wuhwuh‹, in Form der verschiedenartigsten Hemmungen u. Komplexe.«

›Karl Valentin der Lausbub‹ ist die Veröffentlichung in der ›Süddeutschen Sonntagspost‹ überschrieben. Das klingt – gewiss nicht unabsichtlich – nach einer bekannten Vorlage, den ›Lausbubengeschichten‹ von Ludwig Thoma aus dem Jahr 1905. In der Vorbemerkung wird denn auch darauf hingewiesen, dass Valentin seine Jugenderinnerungen aufgeschrieben habe, »um sie demnächst als Buch herauszugeben«. Und: »Eine Reihe hübscher Jugendbegebenheiten, illustriert von Ludwig Greiner, hat Karl Valentin der ›Süddeutschen Sonntagspost‹ zum Erstabdruck aus seinem Manuskript zur Verfügung gestellt, die wir fortlaufend veröffentlichen werden.« In der Tat hatte Valentin, der am 4. Juni 1932 seinen 50. Geburtstag feierte, spätestens um 1930 damit begonnen, »die mir noch in Erinnerung gebliebenen Erlebnisse aus meiner Jugend-, Jünglings- und Mannszeit zu sammeln«. Das geplante autobiografische Buch wurde jedenfalls mehrmals angekündigt. »Augenblicklich ist Valentin damit beschäftigt, ein Buch über seine ›Jugendstreiche‹ zu schreiben, das auch illustriert wird.« So oder so ähnlich schlossen fast alle Zeitungsartikel, die anlässlich der Münchner Uraufführung des Opernfilms ›Die verkaufte Braut‹ am 16. August 1932 eben auch über Valentin – »unse-

ren deutschen Chaplin« – und Liesl Karlstadt berichteten. Der Film war in Geiseltal unter der Regie von Max Ophüls gedreht worden und Valentin und Karlstadt spielten darin »ihre erste große Tonfilmrolle«, das Zirkusdirektorenpaar Brummer.

»Valentin's Jugendstreiche« sind dann aber doch nicht als Buch erschienen; erst 1951 hat Gerhard Pallmann aus dem Nachlass eine Zusammenstellung unter dem Titel ›Der Knabe Karl‹ herausgegeben. So ist es zu Valentins Lebzeiten bei dem Fotoband ›Das Karl Valentin Buch‹ geblieben, einer Art Vorstufe zu seinen Memoiren. Das Buch kam mit dem Erscheinungsdatum 1932 schon an Weihnachten 1931 im Verlag Knorr & Hirth heraus. Den fast barock-langen Untertitel wird sich Valentin selber ausgedacht haben: »Erstes und einziges Bilderbuch von Karl Valentin über ihn und Liesl Karlstadt mit Vorwort und ernsthafter Lebensbeschreibung und Bildunterschriften von ihm selbst, sowie zwei Aufsätzen von Tim Klein und Wilhelm Hausenstein«. Als Vorwortschreiber ist er unverkennbar: »Schon Nepomuk der Trotzige meinte, es müßte einmal ein Karl Valentin-Buch erscheinen, welches zum Umblättern geeignet ist und von groß und klein betrachtet werden kann. Diese sinnige Anregung wurde endlich in die Tat umgesetzt.« Demgemäß enthält das Buch neben Rollen-, Masken- und Bühnenfotos auch Privataufnahmen, darunter Kinderbilder des kleinen Valentin und Fotografien von seinem Elternhaus in der Vorstadt Au. Dazu hat sich Valentin an einem »ernsthaften« Lebensabriss versucht und auf ein paar Seiten erzählt, »Wie ich Volkssänger wurde«.

Der bekennende Valentin-Fan Peter Panter alias Kurt Tucholsky rezensierte ›Das Karl Valentin Buch‹ in der ›Weltbühne‹. Natürlich empfahl er es – »zwecks Lachung«: »Es ist eine völlig närrische Welt, in der dieser da Kaiser, König, Edelmann, Bauer, Sieben, Achte, Neune und Zehne ist – und aus dem Meer dieses Unfugs taucht der Leser auf und blickt auf ein Land, dessen grade so närrisch sind, aber lange nicht so amüsant wie Karl Valentin.«

Obwohl es in Valentins Vorträgen, Szenen und Stücken überraschend viele versteckte und verzwickte autobiografische Bezüge zu entdecken gibt, spielt das direkte autobiografische Schreiben in dieser »närrischen Welt« eigentlich eine eher zweitrangige Rolle. Vor allem ist sein Zweck ein anderer als beim gewöhnlichen Memoiren-

schreiber. Dem geht es um den bekannten »roten Faden«, um Sinnstiftung und das Herstellen eines schlüssigen Lebenszusammenhangs. Der Komiker Valentin hingegen schafft sein eigenes verqueres »Reich des Blödsinns«, in dem wiederum er als populäre Kunstfigur »Karl Valentin« das Subjekt ist. Lebensläufe sind in dieser besonderen valentinesken Welt sowieso absurd.

Wobei Valentin sein erprobtes literarisches Verfahren der grotesk-komischen Lebensbeschreibung eben immer wieder auch auf die eigene Biografie angewendet hat. Da rief etwa Liesl Karlstadt als »Impresario« in der Szene »Oktoberfestschau«, die Mitte November 1920 im Kabarett Charivari uraufgeführt wurde, die Riesendame »Fräulein Lilly Wiesi-Wiesi« und Herrn »Tafit, den Mann mit den Riesenohren«, folgendermaßen aus: »Sie wurde im Jahre 1908 geboren und vollendete am 31. Februar 1892 ihr 45stes Lebensjahr. Ihr Papa, ehemaliger Direktor einer Schmalznudel-Verleihanstalt in Thalkirchen an der Ruhr, scheute keine Kosten, seine Tochter die Abnormität erlernen zu lassen. – Hier sehen Sie »Tafit«, den Mann mit den Riesenohren. Er ist geboren in dem Jahr, als der Komet am Himmel war. Im Alter von 12 Jahren und 16 Monaten kam er in die Lehre eines neapolitanischen Schuhmachermeisters in Ceylon. ...«

»Karl Valentins Selbstbiographie«, ein bis heute viel zitierter sanft irrsinniger Text, den Valentin seinen im Verlag Max Hieber 1926 veröffentlichten »Originalvorträgen« voranstellte, beginnt vergleichbar paradox: »Karl Valentin, Münchner Komiker, Sohn eines Ehepaares. Karl Valentin erlernte aus Gesundheitsrücksichten im Alter von 12 Jahren die Abnormität und zeigte nach reiflicher Überlegung Talent zum Zeitungslesen. Sein Hang zur Musik ist alltäglich. Am liebsten hört er zu, wenn er selbst spielt.«

Zur Groteske geriet schließlich zwei Jahrzehnte später der Dialog »Ein Interview mit Karl Valentin«. Er wurde im März 1947 bei Radio München aufgenommen. Liesl Karlstadt spielte darin die Funkreporterin und Valentin scheinbar unbeirrt noch immer sich selber als reale Kunstfigur in seiner valentinesken Welt, die er über Nazizeit, Krieg und Zusammenbruch in eine ungewisse Zukunft zu retten versuchte. Valentin: »Ja, also ich wurde geboren in dem Jahr, als der Komet am Himmel war, 1881.« Karlstadt: »So. Also 1881 ist Ihr Geburtsjahr.« Va-

lentin: »Nein, da war ich noch gar nicht da, denn ich bin ja erst eigentlich ein Jahr später auf die Welt gekommen.« Karlstadt: »Ja, das wär ja dann 1882.« Valentin: »Ja, stimmt, stimmt.« Karlstadt: »Und was hatten Sie gleich nach der Geburt für einen Eindruck von der Welt?« Valentin: »Als ich die Hebamm sah, die mich empfang, war ich sprachlos. – Ich habe diese Frau in meinem ganzen Leben noch nie gesehen ...«

Zweifellos näher an der Realität – wenngleich ebenfalls für das Publikum bestimmt und insofern Teil von Valentins Selbstinszenierung – ist die schon erwähnte »ernsthafte« Beschreibung »Wie ich Volksänger wurde«. Hier stimmen die Fakten: »Falk und Fey, Möbeltransportgeschäft in der Münchner Vorstadt Au, Entenbachstraße 63 im ersten Stock links, dort erblickte ich, Valentin Ludwig Fey, das Licht der Welt. Mit vier Jahren absolvierte ich den Kindergarten, mit sechs Jahren steckte man mich widerspenstig in die Volksschule an der Klenzestraße ...« Die Daten sind nachzutragen: Geburt am 4. Juni 1882 – einem Sonntag, von dem zu hoffen ist, er sei ebenso hell und klar und wirklich wunderbar gewesen wie der von Valentin samt Hund später unvergesslich auf Schallplatte besungene; Eintritt in den Kindergarten der Vorstadt Au vermutlich 1884/85; Schulanfang 1888.

Von seiner Familie her war Valentin geprägt durch das bürgerlich etablierte Handwerkermilieu des 19. Jahrhunderts, dem er entstammte. Seine Vorfahren väterlicherseits kamen aus Hessen. Da der Vorname Valentin in der Familie Fey häufiger vorkommt, liest sich die Genealogie etwas verwirrend. Der Vater, Johann Valentin Fey, geboren am 2. Juli 1833 in Darmstadt, war eines von neun Kindern des Gärtners Christoph Fey und der Eva Margaretha, geborene Eck, aus Miltenberg. Nach der Lehre ging Johann Valentin Fey nach München, wo er Arbeit bei dem Tapezierer Karl Falk in der Vorstadt Au fand. Am 4. März 1864 stellte er ein Gesuch an den Münchner Magistrat um eine Tapeziererkonzession. Darin versicherte er, bei Karl Falk seit dem 25. September 1852, »sohin über 11 Jahre in Condition [zu sein] und zwar in den letzten 5 Jahren als Geschäftsführer/Vorarbeiter«. Sein Vermögen gab er zu diesem Zeitpunkt mit 1000 Gulden »Elterngut« und 550 Gulden Ersparnissen an. 1864 bewirkte er auch seine Entlassung aus dem »Großherzoglich Hessischen Untertanen-Verbande«, er wurde königlich-bayerischer Untertan und

erwarb das – kostenpflichtige und mit einem bestimmten direkten Steuersatz verbundene – Bürgerrecht in München. Hintergrund war seine Heirat mit der jung verwitweten Tochter seines Arbeitgebers. Er wurde dadurch 1865 Teilhaber des Betriebs, der fortan »Falk & Fey« hieß. Ab 1883 – Falk & Fey war inzwischen eine renommierte Möbelspedition – gehörte ihm auch das Geschäfts- und Wohnhaus in der damaligen Entenbachstr. 23, heute Zeppelinstr. 41.

Seine erste Ehe blieb kinderlos; Elisabeth Fey starb schon 1867 mit 28 Jahren. Der Schwiegervater und Kompagnon Karl Falk machte später beim kleinen Valentin den Taufpaten. Am 31. August 1869 verheiratete sich Johann Valentin Fey zum zweiten Mal. Er ließ sich diesmal nicht in München, sondern in Herwigsdorf in Sachsen trauen. Aus Sachsen, genauer aus Zittau, kam nämlich seine zehn Jahre jüngere Braut, Johanna Maria Schatte, Valentins spätere Mutter. Sie wurde am 3. Januar 1845 geboren und zwar – wie das Trauregister im Kirchenbuch der evangelisch-lutherischen Kirche in Herwigsdorf vermeldet – als »Meister Karl Eduard Schattes, Bürgers und Weißbäckers wie auch der löblichen Zunft Oberältester in Zittau hinterlassene dritte Tochter«. Michael Schulte schreibt in seiner Valentin-Biografie außerdem, Johanna Maria Schatte sei vor ihrer Heirat Köchin bei Graf Albert von Schlieffen gewesen und habe so ihren künftigen Mann kennengelernt, der als Tapezierer zeitweise in den Münchner »Etablissements« dieses Grafen arbeitete.

Die Eltern von Valentin waren also keine alteingesessenen Bayern; sie gehörten obendrein zur evangelischen Minderheit in München –, auf einen Protestanten kamen damals sechs Katholiken –, und sie ließen auch ihre vier Kinder evangelisch taufen. Zumeist norddeutsche Valentinologen pflegen in diesem Zusammenhang denn auch darauf hinzuweisen, dass Karl Valentin somit weder der Herkunft noch seiner protestantischen Konfession nach ein »Urbayer« sei. Herbert Achtembusch hat das Argument mit den »auswärtigen Eltern« einmal »rassistisch« genannt – nachzulesen in »Land in Sicht« von 1977. Töricht ist es allemal. Das belegen die überlieferten Zeugnisse fast aller Schriftsteller und Kritiker, die Valentin zu seiner besten Zeit selbst gesehen und gerade wegen seiner unverwechselbaren Verwurzelung in der Mentalität seiner Heimatstadt bewundert haben. Für Oskar

Maria Graf etwa war Karl Valentin – in merkwürdigem Widerspruch zu seiner Herkunft – der »münchenerischste (und das ist keineswegs das Bauern-Bayerische) aller Münchner«. »München verlor etwas Unwiederbringliches«, hat Graf in diesem Sinn seinen Nachruf auf Valentin überschrieben, in dem er fortfährt: »Er war es [d. i. münchenerisch] im Leben und auf der Bühne so ohnegleichen, daß er selbst Menschen, die ihn jahrzehntelang genau kannten, immer wieder irritierte, weil sie nie wußten, ob er spielte oder nicht. Etwas Unsterbliches an einem Menschen, einem Volk, einer Stadt oder einem Land so herauszukristallisieren, geht weit, weit über das Provinzielle hinaus. Es bleibt gültig für immer.«

Vorstellbar ist freilich, dass sein nicht-bayerisches Elternhaus im nahezu homogen bayerischen Vorstadtmilieu Valentin früh und sozusagen unwillkürlich für sprachliche Eigenheiten sensibilisierte. Seine einmalige Kunst des »saudumm Daherredns«, sein destruktives Spiel mit Missverständnissen, seine Wortklaubereien oder sein Faible für den »Gleichklang«, kurz seine geradezu philosophische Sprachkomik, könnte hier eine Wurzel haben. Zur Dialektik zwischen »fremd« und »einheimisch« hat Valentin schließlich einen immer noch aktuellen Schallplattendialog, »Die Fremden«, geschrieben. Valentin: »Ein Fremder ist nicht immer ein Fremder.« Karlstadt: »Wieso?« Valentin: »Fremd ist der Fremde nur in der Fremde.«

Immerhin gehörte Valentin zu den 37 Prozent eingeborenen Münchnern, die von der Statistik Mitte der 1880er Jahre gezählt wurden. Die größere Hälfte der rund 262 000 Einwohner Münchens bestand aus zugezogenen Bayern, 6 Prozent kamen aus anderen deutschen Ländern, 4 Prozent aus dem Ausland, überwiegend aus Österreich und Ungarn. Ein zeittypisches Bild des autochthonen Münchners gibt »Meyers Konversations-Lexikon« von 1888: »Insoweit sich noch typische Figuren des echten Münchenerers finden, zeigt dieser sich bieder, trocknen Humors, schwerblütig und genußfreudig, aber auch bei schwerer Arbeit ausdauernd und kräftig, für das Fremde nicht leicht einzunehmen, auf seine Stadt und ihre Schönheit stolz, wenn auch mit mancher großstädtischer Neuerung nicht immer sofort einverstanden. Im Hofbräuhaus, wo man sich selbst bedient, statt des Stuhls mit einem Faß, statt des Tellers mit einem Blatt Papier oder

auch der flachen Hand begnügt, um Stand und Würden des Nachbarn unbekümmert, mit demselben rasch ein gemütliches Gespräch anknüpft, oder in den zahlreichen Lagerbierkellern – der Vorstädte, wo auch das schöne Geschlecht, das in München seinen Namen mit Recht führt, vertreten ist, spielen sich köstliche Volksbilder ab, deren Drastik sich steigert zur Zeit des Bocks, einer im Monat Mai zum Ausschank gelangenden, besonders kräftigen Biersorte, oder des Salvators, der schon um Ostern im sogenannten Zacherlbräu verabreicht wird.«

Valentin war das vierte und letzte Kind der Familie Fey. Das erste Kind, ein Mädchen, das den Namen Elisabeth erhielt, wurde am 15. September 1870 geboren; es starb schon im Jahr darauf. Zwei ältere Brüder, der am 25. Dezember 1873 geborene Karl Valentin und der am 21. August 1876 geborene Max, waren bei der Taufe des Jüngsten auf den Namen Valentin Ludwig acht und fünf Jahre alt. Alle drei Fey-Buben erkrankten innerhalb des folgenden Jahres an Diphtherie. Max starb am 27. Oktober 1882, Karl ein paar Wochen später, am 24. November. Nur Valentin, der jüngste, überlebte. Vermutlich im Andenken an seinen ältesten Bruder hat er sich später den Künstlernamen Karl zugelegt; Kinderzeichnungen dieses Bruders bewahrte er lebenslang auf. Man kann sich die dauernde Sorge seiner Mutter bei jeder Krankheit des kleinen Valentin vorstellen, der ja ihr einziges Kind blieb. Vielleicht nahm seine vielfach bezeugte spätere Hypochondrie hier ihren Anfang. Es mag sein, dass er als Erwachsener die Angst seiner Mutter um seine Gesundheit zu seiner eigenen Angst gemacht hat.

Überdies litt er schon als Bub an Bronchialasthma. In den »Jugendstreichen« hat er von dem auslösenden Unfall erzählt. Beim sogenannten »Schwankeisfahren«, dem Schlittschuhlaufen auf einer leicht angetauten, dünnen Eisdecke, die sich über einer »tiefen Gump« in der Isar »unterhalb des Muffatwehrs« gebildet hatte, brach er mit zehn Jahren ein. »Wird die Eisdecke wässrig, so ist das ein Zeichen der Gefahr – Aber für uns begann jetzt erst das richtige Vergnügen: ›Wer traut sich noch umi fahrn?‹ hiess es. ›Vale, lass de koan Drenza [Muttersöhnchen] hoassn, packs no moi, schnell gewagt, ist halb gewonnen!« – Und ich sauste über die ungefähr fünfzig Me-

ter langen gefährlichen Stellen, hinter meinen Füßen krachte und knirschte es unheimlich, meine Kameraden hinter mir drein. Gut angekommen, Applaus auf der Brücke, und am anderen Ufer. Nach einigem Besinnen meinte der Ade, ›Gehts wega, i packs no moi!‹, – startet, ich hinter ihm drein – ein Schrei der Buben und der Zuschauer auf der Brücke: das Schwankeis ist geplatzt! Und Ade unter der Eisdecke! Ich breche auch ein, kann mich aber noch halten, Bretter werden mir gereicht, ich bin gerettet. Mein Kamerad Ade wurde am andern Tag als Leiche geborgen. Er liegt im Ostfriedhof begraben, Er hatte sich den Tod geholt und ich mir ein schweres Asthma, welches mir geblieben ist.« Später wurde Valentin wegen seines Asthas vom Militärdienst befreit, und er lernte, mit Glasinhalator und Astmapulver zu hantieren.

»Die Au gehört heute, wie so vieles, der Vergangenheit an. Aber ich bin selig, an diesem Ort geboren zu sein.« So bemerkte Valentin 1947 in einer ›historischen Plauderei‹ für das ›Münchener Magazin‹. Zur Zeit seiner Kindheit in den 1880er und frühen 1890er Jahren muss die Vorstadt Au noch viel von ihrer traditionellen und durchaus pittoresken Eigenart als Häusler- und Herbergenviertel der Handwerker und Tagelöhner besessen haben. Lena Christ etwa hat in ihrem Roman ›Die Rumpfhanni‹ die Herbergsgegend um die Mariahilfkirche zu Anfang des 20. Jahrhunderts als ländlich geprägtes Arbeiterviertel beschrieben: »Ein winziger Geißenstall, ein morscher Holzschupfen, ein alter Röhrbrunnen oder eine mürbe Holzaltane und ein wilder Holunderstrauch in dem armseligen Wurzgärtlein weist noch dem Beschauer die Genügsamkeit der Bewohner dieser Herbergen mit zwei – drei Kammern und dem Küchenloch. – Es ist um die Zeit am Morgen, da die Fabriken ihre Signale zum Beginn der Arbeit heulen und die Bäckerburschen mit den Milchmädchen an Straßenecken schwatzen. Durch die Gassen hinkt ein alter Lichtanzünder und verlöscht das Morgenlicht in den Laternen, und fröstelnd trippeln fünf – sechs Mädchen in dünnen Fähnlein ihrer Arbeitsstätte zu.«

1854 war die Au zusammen mit den angrenzenden Gemeinden Giesing und Haidhausen in den Münchner Burgfrieden einbezogen worden, nicht zuletzt um den starken Bevölkerungszustrom – insbesondere an Kleinhäuslern, Arbeitssuchenden und Bettlern – in diese

drei Vorstädte rechts der Isar besser kontrollieren zu können. Nach 1870 setzte im Zug des gründerzeitlichen Wirtschafts- und Bau-booms die Entwicklung zur Arbeitervorstadt ein. Der Ruf der Auer Bevölkerung war dabei seit jeher nicht der beste. Davon zeugt schon für das 18. Jahrhundert die Anekdote von einem Henker in Wien, der die Au seinerzeit für eine große Stadt hielt, weil er so oft Leute aus der Au hängen und köpfen musste. An der Wende zum 20. Jahrhundert ist der männliche Auer Vorstädter folgerichtig als echter Strizzi ins Repertoire der populären Unterhaltung eingegangen. Der Volkssänger und Komiker August Junker war es, der die Figur des »Lucki von der Au« – Steinträger »bei Heil und Litte« (d. i. die Baufirma Heilmann und Littmann), Gelegenheitsarbeiter, Kleinkrimineller, Frauenheld, Raufbold und Spezl vom nicht weniger populären »schönen Kare« aus Giesing – unsterblich gemacht hat. Valentin holte den zehn Jahre Älteren später als Schauspieler auf die Bühne und für die mittlerweile verschollenen Filme »Zirkus Schnabelmann« und »Schönheitskonkurrenz« vor die Kamera. Junker wurde mit seinem schon 1911 auf Platte aufgenommenen Couplet »Der Stolz von der Au« zu einer lokalen Berühmtheit. »Ja i bin der Stolz von der Au, am Mariahilfplatz geborn, die Madln, die renna, mich tuns alle kenna, sehn s' mich, is a jede verlorn. – Mei Vater geht fechtn [das kann »hausieren«, aber auch »betteln« heißen], mei Mutter duad spechtn, damit ihn d' Gendarm ned dawischn. Mei Schwester is gscheider, sie hat schöne Kleider, ihr Gschäft, des tragt halt schöne Zinsen. Mei Bruader, der geht aufn Bau alle Tag, am Sonntag da geht er zum Wildern, damit Sie 's auch wissen, womit i mi plag, ich handle mit heiligen Bildern.«

»Der liebste Tag der ganzen Woch
Is mir der Donnerstag;
Da freu i mi die ganze Woch,
Weil i da Ausgang hab.
An Flins hab i im Hosensack –
Zehn Markel in Papier.
Da kann man was riskieren,
Ein Mädchen auszuführen,
Weil i de Krampf gern hab.

Dann harf i zu der Geliebten,
Weil mir halt so was mög'n;
Sie wohnt in Hoadhausen,
Am Wörthplatz Nummra zehn.
Ein Pfiff (*mit den Fingern pfeifend, während die Musik einen
Augenblick aussetzt*) der genüget,
Und 's Mädchen kommt herab;
dann geht's hinauf ins Isartal im Trab.«

Selbstverständlich hatte später auch Karl Valentin ein Vorstadt-couplet im Programm. Die junge Liesl Karlstadt sang sein Lied vom ›Pflastererlehrling‹ Lucke, der an seinem freien Donnerstag den »An der blauen Donauwalzer« oftmals, aber niemals »rechtsum« tanzt, 1916 zum ersten Mal im Kabarett Wien-München, »mit großem Erfolg« vermerkte Valentin in der Unterzeile zur Textausgabe des Couplets ›Ein Vorstadtkind‹ als Nr. 33 seiner Originalvorträge. Dazu die Anweisung: »Der Vortragende kostümiert sich als Vorstadttype, Hut in das Gesicht hereingesetzt, Hände im Hosensack, Hose hinaufgestülpt. Zwischen jeder Strophe soll sich der Vortragende mit sogenannten Vorstadtsprüchen mit dem Kapellmeister unterhalten.« Dass Liesl Karlstadt außerdem perfekt mit den Fingern pfeifen und unwiderstehlich den Stenz markieren konnte, trug nicht wenig zum Erfolg dieser frühen Solonummer bei, die 1930 ebenfalls auf Schallplatte erschien.

Der Handel mit Heiligenbildern, mit dem Junkers »Stolz von der Au« sich abplagte, dürfte damals rund um die Mariahilfkirche gar nicht so abwegig gewesen sein, wie sich das heute liest. Gab es doch gerade in der Vorstadt Au viele sogenannte »Huckler«, d. h. Kleinkrämer, und dazu noch eine Reihe spezieller Berufe, wie etwa den des Hadersammlers mit Lumpensammlerpatenten für die ansässigen zwei Papiermühlen. Andere seltsame »Professionalisten« waren Landmusikanten, Hafenbinder und Sesselträger, Aschensammler, Ameisenlieferanten und Froschhändler, Goldwäscher, Makkaroninudel-, Mausefallen- und Rahmerlmacher. Wen wundert da noch, dass Karl Valentin in der Inflationszeit unter die Schausteller ging und für das Oktoberfest 1921 den Betrieb einer »Froschbahn« – bei der es sich

freilich um ein Fahrgeschäft gehandelt haben soll – als Gewerbe anmeldete.

Valentin, der sich Zeit seines Lebens sehr für die Geschichte Münchens interessierte und schon als junger Mann – gewiss noch vor Ende des Ersten Weltkrieges – mit dem Sammeln von Altmünchner Fotografien begann, hat natürlich auch Unterlagen über berühmte und weniger berühmte Auer Typen und Sonderlinge zusammengetragen. So enthält seine ›Lichtbilderserie von Münchener Originalen, stadtbekannten Persönlichkeiten und Sonderlingen‹ – Valentin stellte die Schau Mitte der 1930er Jahre aus dem eigenen reichen Fundus zusammen und schrieb die Erläuterungen – ein Bild des »fahrenden Sägefeilers von der Au« und folgenden Valentin-Kommentar: »1895 baute er sich selbst ein Dreirad und das war eine Sensation, als er mit seiner Maschine im 5-Kilometer-Tempo durch die Münchner Strassen fuhr. Er hatte ausser einem chronischen Schnapsrausch auch einen ebensolchen Schnupftabakrausch, denn er schnupfte nicht weniger als täglich ¼ Pfund ›Schmalzler‹.« Ein weiteres Bilddokument zeigte die »Mina Hupf«, eine alte Auer Bettlerin, »die noch dazu einen hölzernen Stelzfuss hatte«. »Sie war ein bitterböses – ständig unter Alkohol stehendes Weib, der sogar die Gendarmen aus dem Weg gingen – Die Gassenbuben schrieen hinter ihr drein: ›Mina, hupf‹. Des öfteren schnallte sie ihren Stelzfuss schnell ab und warf ihn zwischen die Kinder hinein. Dann hupfte sie auf einem Fuss und holte sich den Holzfuss wieder zurück.« Vorgestellt wurde auch der Gründer und Direktor des Schweigerschen Volkstheaters in der Au, das zur Biedermeierzeit mit Possen und Parodien ein Publikum aus allen Ständen vergnügte. Der Auer »Rahmerlmann« schließlich »war bekannt durch seinen Ausspruch: ›Sie kaffa do nix – Sie kaffa do nix!‹ Durch diese falsche Suggestion machte er fast kein Geschäft.«

Im sozialen Gefüge der Vorstadt gehörte der Sohn des Hausbesitzers und Speditionsunternehmers Fey sicherlich zu den besseren Leuten. Auch wenn in Handwerkerfamilien Kindererziehung traditionell keine so große Rolle spielte wie im Bildungsbürgertum, scheinen Valentins Eltern – glaubt man den ›Jugendstreichen‹ – ihm alle Kinderwünsche erfüllt und kaum je ein Vergnügen verboten zu haben. Dass sein Vater mehr als einen Stammtisch hatte, »durchaus

kein Feind des Alkohols« war und sich »im dritten Rauschstadium« daheim dann »nicht gerade liebenswürdig« aufführte, erfährt man eher nebenbei. Wie spendabel der Vater sein konnte, ist ausführlicher geschildert: »Einmal hatte mein Vater mit einem großen Möbeltransportgeschäft nach auswärts ein besonders gutes Geschäft gemacht. Darum wollte er mir und meinen Freunden auch eine Freude machen. So kaufte er uns im Spielwarengeschäft Obletter einen ganzen Haufen Instrumente; Bombardon, Trompete, Posaune, Waldhorn, Flöte, Klarinette, Tschinellen, alles aus Pappe, wunderbar goldbronziert, fast wie echte Instrumente. Wir hatten eine Mordsgaudi und zogen in der Au von einem Laden zum anderen und überall wurde ein Ständchen geblasen.«

Die Überzeugung, geliebt, verwöhnt und relativ behütet in einem respektablen Elternhaus aufgewachsen zu sein, kommt in Valentins Jugenderinnerungen auch sonst immer wieder zum Ausdruck. Da macht ihm ein Mieter regelmäßig die schweren Rechenhausaufgaben, da lacht der Vater über seine Streiche, statt ihn für den angerichteten Schaden zu bestrafen, da kann die Mutter ihr Kind nicht weinen sehen und gibt ihm Geld zum Kauf der ersehnten Messingtrompete auf der Auer Dult. Oder er erzählt, wie er sich »als Hausbesitzersohn« über die angesoffenen »Fuhrleute, Maurer und Auer Lukis«, die in der benachbarten Kothmüllerwirtschaft lautstark beim Frühschoppen zusammensaßen, einmal so ärgerte, dass er sie mittels einer Klistierspritze mit bekannt übel riechendem Schwefelammonium bespritzte, um sich dann auf der Flucht vor der aufgebrachten Horde, einen »großen geladenen Armeerevolver« in der Hand, hinter der elterlichen Wohnungstür zu verschanzen. In einer anderen Episode ist er mit zwanzig Mark, einem »richtigen Goldstück«, das er seiner Mutter gestohlen hat, einen Nachmittag lang »der reichste Schüler der Klenzeschule«. »Vielleicht hat nicht einmal der Lehrer so viel dabeigehabt.« Für seine sämtlichen Freunde, rund zwanzig Buben, bestellte er dafür in der Konditorei Schaumkuchen mit Schlagrahm und bekam noch siebzehn Mark heraus. »Diese habe ich unter meinen Kameraden verteilt und machte sie dadurch alle zu reichen Leuten, denn mehr als ein Zwanzgerl hatte ja sonst nie einer bei sich.«

Deutlich weniger menschenfreundlich zeigte sich der »rothaarete

Fey-Batzi« bei so manchem Kinderspiel, das er erfand oder organisierte. Nachdem zum Sanitätserspielen alles Nötige, nämlich abgelegte echte Sanitätsmützen, eine selbst gezimmerte Tragbahre samt von der Mutter genähten Rotkreuz-Armbinden angeschafft und im Waschhaus daheim eine »Unfallstation« eingerichtet war, brauchten er und seine Freunde bloß noch »Verunglückte zum Tragen«. »Aber woher sollten wir sie nehmen und nicht stehlen? Ersatz war eine halbe Sache. Wir brauchten richtige Verletzte, welche bluteten. Aus diesem Dilemma half uns wiederum ein ungeheuerlich roher Gedanke. Auf der Wäschewiese vor unserem Haus streuten wir an bestimmten Spielplätzen zahllose Glasscherben. Die Kinder sollten beim Barfussgehen sich diese eintreten. In dem Gras waren die Scherben auch nicht gut zu sehen. Und tatsächlich verging kaum ein Tag, ohne dass sich ein Bub oder Mädels den Fuss daran verletzte. Der Blutende wurde von uns Sanitätern mit der Tragbahre geholt und mit Hoffmannstropfen und Mullbinden in der Sanitätsstation behandelt.« Der Gebrauch einer Totenbahre wurde von der Mutter verboten.

Michael Schulte hat vor dem Hintergrund dieses und ähnlicher Bubenstreiche – dem Tätowieren mit Nähnadeln und Tusche, dem Unter-Strom-Setzen von Türgriffen oder dem Leute-Erschrecken mit Feuerwerksfröschen, Knallerbsen und sogenannten »Schlüsselbüchsen«, Hohlschlüsseln mit Zündloch – »Sadismus« als einen Grundzug im Wesen von Valentin hervorgehoben, dem »Knaben Karl« allerdings einen »Sadismus als Belastungsprobe« attestiert, eine Probe, die in Valentins Erinnerungen eben immer zugunsten der heilen Kinderwelt ausgegangen sei. Ähnlich hat Stefan Henze, der Herausgeber von Valentins autobiografischen Schriften, den »heimtückischen Angriff« als autobiografische Leitidee der »Jugendstreiche« ausgemacht, um die anarchische Attacke dann im zweiten Schritt als »Inszenierung eines ungewissen sozialen Experiments« zu deuten. Von solchen Interpretationen einmal abgesehen, erzählen die »Jugendstreiche« Geschichten über die Lust, mehr oder weniger ungestraft Regeln zu verletzen und über die Stränge zu schlagen. Dabei sollte das Lesepublikum natürlich lachen über den erfindungsreichen »Lausbuben« Valentin, der mit nicht immer ungefährlichen und eben auch grausamen Streichen zum »Schrecken der Au« aufstieg.